

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 38

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

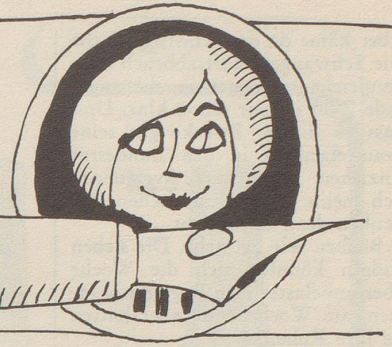
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Die alte Geschichte

Nichts hält bekanntlich länger vor als Meinungen über Dinge, die weit überholt sind. So stimmen von Zeit zu Zeit gewisse Journalisten immer wieder das Klagelied vom Geschichtsunterricht in der Schule an, jene alte Geschichte, welche sie entweder aus eigenen, längst historisch gewordenen Jugendtagen beziehen oder einander beharrlich abschreiben müssen. Anders kann ich es mir nicht erklären, dass immer noch behauptet wird, der Geschichtsunterricht in den Schulen höre spätestens mit der Französischen Revolution auf, und von den Entwicklungen des vergangenen, geschweige denn von denen des laufenden Jahrhunderts hätten die heutigen jungen Menschen während ihrer ganzen Schulzeit auch nicht das leiseste Rascheln in den längst verstaubten Notizen ihres Geschichtslehrers vernommen.

Die Erkenntnis, dass junge Leute von heute in der überwiegenden Mehrzahl weder besonders vergangenheitsbezogen, noch begeistert sind, ist nämlich sogar bis in die Schulen vorgedrungen. Man hat dort auch eingesehen, dass früher die Vergangenheit vielleicht allzu ausschliesslich gepflegt wurde, und versucht das wertzumachen, indem man jetzt fast nur noch die jüngere bis jüngste Gegenwart «durchnimmt». So ist etwa im Maturitätsreglement festgehalten worden, dass die Kandidaten vor allem den «Stoff» von 1848 bis zur Gegenwart beherrschen müssen. Auch in den Primar- und Sekundarschulen versucht man die Schüler an die sozialen und politischen Fragen der Gegenwart heranzuführen, weil sie ja zum Teil auch von ihnen gelöst werden müssen. Ein Maturand wird heute jedenfalls besser Bescheid wissen über den schweizerischen Generalstreik von 1918, über das Potsdamer Abkommen oder die Einführung der AHV als über die Folgen der Punischen Kriege. Gut so, werden Sie sagen. Einverstanden. Schade jedoch, dass er über weite Zeitläufte nur noch einen äusserst summarischen Ueberblick hat, wenn ihm die Abfolge der einzelnen Epochen überhaupt noch klar ist. Seine Vermutung, Barbarossa sei ein Zar der Aufklärung gewesen oder die Guelfen und Ghibellinen könnten sich zu Beginn des 19.

Jahrhunderts von den Freimaurern abgespalten haben, verrät zwar eine gewisse Originalität, lässt aber auch den Schluss zu, dass er sich nicht allzulange im finsternen Mittelalter aufgehalten hat.

Aehnliche überalterte Vorwürfe wie über den Geschichtsunterricht hört man auch immer noch über den Deutschunterricht, vor allem über die Lektüre, die da betrieben werde. Kaum ein Schulentlassener wird heute ernsthaft behaupten können, man sei im Literaturunterricht bei Goethe stehengeblieben. Im Gegenteil, der Lehrer hat Glück, wenn er seine Schüler noch bis zu Goethe zurückbringt, geschweige denn bis zu Walther von der Vogelweide. In den modernen Fremdsprachen werden ohnehin zur Hauptsache Werke des 20. Jahrhunderts gelesen, schon nur, weil sie sprachlich weniger Schwierigkeiten bieten und oft auch inhaltlich leichter verständlich sind. So kann man ohne Uebertreibung sagen, dass den heutigen jungen Leuten – auch von den sogenannten historischen Fächern aus gesehen – die Probleme der Gegenwart viel besser vertraut sind als jene der Vergangenheit. Nicht dass

diese Tatsache etwa zu bedauern wäre; aber es gibt auch Leute, welche die Auffassung vertreten, aus der Kenntnis der Vergangenheit lerne man die Gegenwart erst recht verstehen.

Die Gegenwart wird heute so sehr betont im Unterricht, dass vielleicht das Pendel einmal umschlagen und man die Vergangenheit wieder aufwerten könnte. Sollte sich eine solche Entwicklung dann wieder während Jahren durchgesetzt haben, werden gewisse Journalisten und Kritiker kommen und sagen, in der Schule rede man von nichts anderem als von der Gegenwart und die Vergangenheit werde sträflich vernachlässigt. Sie werden auch dies einander jahrelang getreulich nachsagen und abschreiben, ohne zu merken, dass sie längst wieder eine alte Geschichte auftischen. Nina

Aktion achter Bundesrat

Wenn ich so die Zeitungen durchblättere und stosse in jeder Nummer auf einen Bericht, in dem Bundesrat X an dieser Jubiläumsfeier, Bundesrat Y an jener Gründungsversammlung und Bundesrat

Z an einer andern Tagung ein paar tieferschürfende Worte gesprochen hat, überkommt mich erstens das grosse Erbarmen und zweitens eine Glanzidee.

Unsere Landesväter haben ganz gewiss ein genügend grosses Pensum an Arbeit zu bewältigen, ohne noch an jede respektable Hundsvorlockete zu reisen und dort Wesentliches von sich geben zu müssen. (Ganz zu schweigen von den dazugehörigen kalorienarmen Banketten, die ihnen ihr Hausarzt bestimmt krummnimmt.)

Deshalb meine Idee: wählen wir einen achten Bundesrat! Sein Departement hiesse «Repräsentation», weiter nichts. Ha, das wäre voll auf genug für einen einzelnen Mann. Dieser Departementchef hätte vielleicht sogar die Chance, nicht in die berüchtigte Zauberkugel passen zu müssen. Die einzigen Anforderungen, die er erfüllen sollte, sind die folgenden: Er müsste einfallsreich, redegewandt, ein schlechter Futterverwerter und von eiserner Konstitution sein, dazu im Besitze einer Frau mit den gleichen Eigenschaften. Weshalb das letzterwähnte Ansinnen? Ich denke mir, dass in unserer fest- und jubiläumsfreudigen Schweiz ein Mann pro Wochentag nicht reicht, geschweige denn an Wochenenden. Und mehr als sechs Tage Arbeit sollte man auch einem Magistraten nicht aufbürden. Es ist zwar schon so, dass proportional zur Wichtigkeit der Funktion eines Menschen die – den meisten selbstverständlich erscheinende – Fünftagewoche in die Ferne rückt. (Vom Lehrer an aufwärts kennt sie kaum einer.) Darum mein ketzerischer Vorschlag: Hat sich der Departements-Chef «Repräsentation» sechs Tage lang heisergeredet und krummgegessen, oder fallen zwei unumgängliche Festivitäten zusammen, springt die oben erwähnte Gattin ein und übernimmt des Ehemannes Amt. Bitte lynchen Sie mich jetzt nicht. Den enttäuschten Organisatoren wäre ja vorläufig noch das Zuckerchen zu reichen, dass die Frau billiger als der Mann zu haben wäre.

Das Stimmrecht in Bundesrats-sitzungen dürfte er natürlich nicht haben. Ich bin politisch so gebildet, zu wissen, dass die Zahl der Abstimmenden ungerade sein muss. Obschon mein achter ja bestimmt in der Tuchfühlung mit dem Volk weit obenausschwingen würde.



«Nicht, was du sagst, sondern deine Goldzähne ziehen sie an...»

Aber käme da eine knifflige Sache wie Schwangerschaftsabbruch oder dergleichen – nein nein, die ungerade Zahl ist mir schon klar. Und dass zu diesem Zwecke gar seine Frau ebenfalls in den Bundesrat einziehen sollte, dazu versteigen sich meine selbstmörderischen Gedanken denn doch nicht.

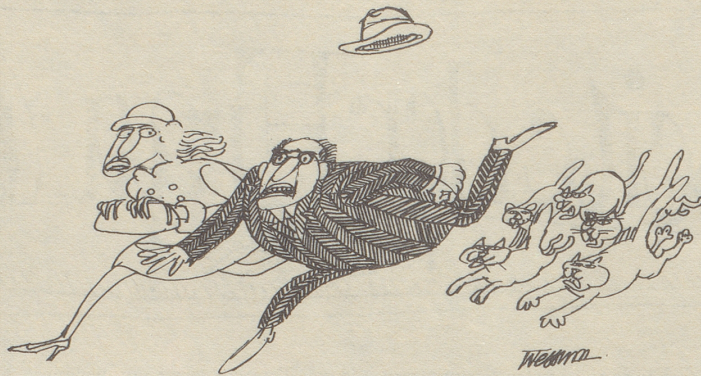
Blieben wir bei acht. Die sieben andern könnten sich die Woche über unbelastet dem Regieren widmen, am Wochenende aber hätten sie ihre Ruhe.

Liebes Bethli, soll ich ein Volksbegehren, das mir die sieben amtierenden Landesväter gewiss sofort unterschreiben würden, einreichen? Wir haben doch schon so lange keines mehr gehabt. Ruth K.

Es geht auch so –

Ein Ferienerlebnis besonderer Art während unseres dreiwöchigen Aufenthaltes im landschaftlich sehr schönen und kulturell hochinteressanten Polen stellt ein Coiffeurbesuch in einem Salon am Marktplatz einer Kreisstadt dar.

Der Erstklass-Salon hat vier Plätze mit Lavabos und Spiegeln, die Trockenhauben stehen an der gegenüberliegenden Seite. Zum Haarwaschen wird man nicht zum Lavabo, sondern hinter eine spanische Wand zu einem braunen Kunststoffbecken mit Rohrabfluss direkt zum Fussboden (Senklöchli) gebeten. Ich bekomme ein dunkel



«Du und deine Fischgrät-Anzüge!»

gemustertes, feuchtes Frottétuch zweifelhafter Sauberkeit um die Schultern, es riecht wie ein dreiwöchiger Waschlappen –, dann spüre ich einige Wassertropfen und gleich danach Shampoo auf dem Kopf, ein paar hastige, leichte Reibungen, husch husch, das Haar ist gewaschen. «Nun kommt die erste Brause», denke ich, aber falsch gedacht: dreimal ein Halbliterkrüglein voll laues Wasser werden über mein seifiges Haupt ausgegossen – und fertig ist die ganze Prozedur. Jetzt kann ich den Platz mit dem Sessel vor dem Spiegel vertauschen, und die Haare sind ebenfalls in unwahrscheinlich kurzer Zeit mit Drahtwicklern und Haarnadeln aufgerollt – kein Netz darüber, geschweige denn Watte an hitzeempfindlichen Stellen – und schon sitze ich wieder auf einem andern Stuhl unter einer der Trockenhauben, und es wird mir bedeutet, auf der Schwarzwälderuhr zwischen den Spiegeln «meine Zeit abzulesen». Zum Glück funktioniert der Schalter, und ich kann wenigstens zwischen warm und kalt wechseln, sonst hielte ich die glühheissen Drähte und Haarnadeln nicht aus.

Nun habe ich Musse, den Betrieb hier anzusehen, es ist recht interessant. Ich entdeckte am Boden einen Emaillkübel mit einem Tauchsieder, der offenbar das lauwarme Wasser liefert. Die Lavabos mit Chromstahlhahnen sind nur zur Zierde da, ohne Wasseranschluss. Einer jungen Frau, welche nach mir hereingekommen ist, wird das Haar in drei Minuten gewaschen, in fünf Minuten kurzgeschnitten, zack, zack, zack, ich komme gar nicht nach mit zusehen und beglückwünsche mich, schon kurzgeschnitten auf die Reise gegangen zu sein – dann ein paar geübte Hand- und Fingerdrücke, ein Netz, und auch diese Kundin sitzt nach weniger als einer Viertelstunde an der Wärme. Als nächste kommt ein junges Mädchen mit rückenlangem, dickem Haar dran zur Dauerwelle; sie wird von der alten und der jungen Coiffeuse gleichzeitig bewickelt, und ich staune ehrlich über das nicht nachlassende Arbeitstempo, immerhin ist es 18 Uhr, und die beiden schaffen seit dem Vormittag.

Meine Vorgängerin kriecht unter ihrer Haube hervor, setzt sich vor einen Spiegel, löst im Selbstbedienungsverfahren die Wickler auf ihrem Kopfe ab, bürstet und kämmt sich mit den dortliegenden Utensilien, findet ihr Aussehen in Ordnung, steht auf, zahlt und geht. Ein Gleiches tut die Blonde mit dem frischgeschnittenen Haar – und, oh Wunder, die Frisur sitzt und sieht noch gut aus.

Mittlerweile «ist auch meine Uhrzeit abgelaufen», und weil die Dauergewelle ihre erstrebten Zapfenlocken unter dem immer gleichen grausigen Frottétuch abwarten muss, strebe ich einem Spiegel zu und warte auf Bedienung. Schliesslich habe ich den teuersten und bestempfohlenen Coiffeurladen der Stadt aufgesucht, alles was recht ist! Die Junge kommt denn auch freundlich lächelnd und polnisch zwitschernd heran, entwickelt mich, und ich mache ihr mit Zeichen meine Haartracht

klar. «Lackier?» fragt sie. «Tak, es bitzeli», ich zeige ganz wenig zwischen zwei Fingern, worauf ich ausgiebig besprüht werde und dann zur Kasse schreite in Erwartung eines Salon-Ryf-Preises. «25 Zloty, prosze pani», das sind Fr. 2.25! Mein fürstliches Trinkgeld von 75 rp – dort nicht üblich – hat das Mädchen freudig angenommen. E. St.

Brief an die Helvetia

Liebe Helvetia!

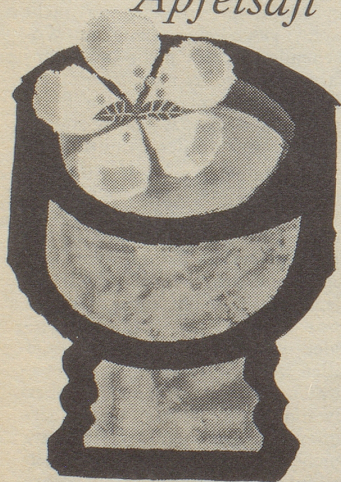
Noch stehe ich ganz unter dem Eindruck einer Reise nach Prag. Diese Reise veranlasst mich auch, Dir einen Brief zu schreiben. Nebst aller Kritik, die an Dir geübt wird, sollst Du auch einmal etwas Positives hören. Zwar bin ich auch nicht mit allem einverstanden, was in Deinem Namen getan wird. Ausserdem mahlen mir Deine staatlichen Mühlen oft zu langsam. Es ist – wir wissen es beide – nicht alles Gold was glänzt in unserem Lande. Aber im grossen und ganzen geht es uns doch gut bis sehr gut unter Deiner schirmenden Hand.

Zum Beispiel kann ich mir gar nicht vorstellen, nur das hören und lesen zu dürfen, was Väterchen Staat als gut und bekömmlich erklärt. Naiv wie ich bin, wollte ich in Prag ein Buch von Kafka kaufen; mit der lakonischen Antwort «das haben wir nicht» wurde ich abgewiesen. Dabei wird Kafka in jedem Reiseführer erwähnt, und an seinem Geburtstaus hängt sogar eine Gedenktafel. Aber vielleicht hat er zuwenig lupenrein geschrieben, als dass man seine Bücher dem tschechischen Volk zumuten dürfte.

Prag ist zwar eine wunderschöne Stadt, aber die Atmosphäre ist alles andere als heiter. Bei uns ist es das «Gstürm», dort ist es die Resignation, die in der Luft liegt. Beides ist schlecht, aber vermutlich könnten wir uns eher der Hetze entziehen als der Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit. Bei uns kann man – so man will – mit jedem Menschen auf der Strasse ein Gespräch beginnen. In Prag ist das bereits eine fast gefährliche Sache, die unter Umständen verhängnisvoll werden kann. Wahrscheinlich gibt es auch deshalb so viele verschlossene Gesichter. Ein tschechischer Chauffeur meinte, für ihn sei die Schweiz ein Paradies... Nicht wahr, liebe Helvetia, auch das Paradies will sinnvoll verwaltet sein. Ich meine damit, dass wir uns etwas mehr um Dich kümmern sollten – aus Dankbarkeit für die vielen Möglichkeiten, die Du uns bietest.

Die Heimkehr war für mich wie eine Reise ins Schlaraffenland. Ein wenig beschämt wurde mir bewusst, wie selbstverständlich wir alles hinnehmen: Freiheit, Toleranz, Wohlstand etc. Man sagt, dass Reisen bilden. Uns hat es wieder einmal aufgerüttelt. Lisbeth

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

latoflex®
das bewährte Bettssystem
gegen Rheuma
und Bandscheibenschäden
erneuert Ihre Kräfte
durch gesunden,
erholsamen Schlaf

Nur echt mit diesen pat. Gummilagern

Gutschein:
Wenn Sie mehr wissen wollen über das Latoflex-Bettssystem, senden Sie uns dieses Inserat. Sie erhalten eine umfassende Gratis-Dokumentation

Latoflex Degen AG
4415 Lausen

Nb